Hefte für Büchereiwesen

Mitteilungen
der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung Hans Hofmann

12. Band Heft 6

Bücherkunde

Aus der Prosadichtung der letzten Jahre

Erster Beitrag

Nachdem es eine Zeitlang aussah, als hätte die deutsche Dichtung den Krieg schon völlig vergessen, schenkt sie ihm in letzter Zeit plötzlich wieder Beachtung. Von ihren Abschweifungen in die Zukunft oder auch Vergangenheit, aus Tendenz und Abkehr, aus dem Bezirk der Ideale, Sehnsüchte, Forderungen, Aufrufe, Prophezeiungen wendet sich die Dichtung hier und da zurück und fängt noch einmal bei der konkreten Tatsache an, die nie aus unserem Schicksal wegzudenken ist, bei dem Krieg. Ja, man hat den guten Willen und sieht wohl auch die Notwendigkeit ein, dort noch einmal anzufangen, so unvoreingenommen und sachlich, als man nur immer vermag. Denn nachdem Kriegs- und Antikriegspsychose, Befangenheit und Reaktion vorbei, ist die Möglichkeit affektbefreiter Klärung gegeben. Sei es nun, daß uns das große Ereignis noch einmal aus seinen Dokumenten entgegentreten, sei es, daß sein Sinn und seine Wahrheit in poetischen Gestaltungen erscheinen soll, so ist natürlich klar, daß es sich dem Dichter zumeist um andere Dinge handelt als den Staatsmännern und den Militärs: also nicht um die handwerklich-technischen, das heißt politischen, strategischen, wirtschaftlichen usw., sondern um die menschlichen Angelegenheiten, zu deren Hüter und Anwalt der Dichter bestimmt ist. — Ich stelle die dokumentarischen Bücher voran.[1]

Ein Band Briefe von Walter Flex enthält zumeist Briefe aus dem Felde. Nur eine Anzahl früherer sind vorangestellt, die über seinen Ent-

[1] Eine Übersicht der in diesem Aufsatz behandelten Prosawerke findet sich auf S. 347. Diesem Beitrag wird im nächsten Band der „Hefte“ ein zweiter Artikel folgen, der einige noch nicht ausführlich gewürdigte Neuerscheinungen der Jahre 1927 und 1928 behandelt. D. S.

wicklungsgang informieren. Er stammt aus dem Hause eines Gymnasialprofessors, besuchte selbst das Gymnasium, war als Student Burschenschafter, wurde dann, unentschieden in der Wahl eines geistigen Berufes, eine Zeitlang Erzieher (der Enkel Bismarcks), ehe er, wie bekannt, als Freiwilliger ins Feld zog. Die Briefe richten sich zumeist an die Eltern und muten in keiner Weise ungewöhnlich an, und zwar nicht nur da, wo Familiäres und Persönliches sich vordrängt, sondern auch dann, wenn sie Zeugnis eines großen Idealismus ablegen. In dieser Art wurden Hunderttausende von Briefen geschrieben. Aber eben deshalb sind die Briefe Flex' typischer Ausdruck für die Geistigkeit, mit der der größte Teil der bürgerlichen Jugend in den Krieg zog und mit der sie ihn erlebte. Der Beifall, der den Flexschen Kriegsdichtungen zu so ungeheuren Auflagen verhalf, galt auch vorerst dem staatsbürgerlichen Opferwillen, dem schwärmerischen Glauben an den Krieg als einer sittlichen Idee, der sich in ihnen ausspricht. „Der Weltkrieg ist die würdige Jahrhundertfeier Bismarcks und der Burschenschaft", schrieb er anfangs, und später: „Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie kein Volk vordem gesehen hat." Und: „Was ich von der Ewigkeit des deutschen Volkes und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube." Im Grunde äußert sich hier derselbe etwas wirklichkeitsfremde und befangene Idealismus, den unsere Schulen und Hochschulen pflegten. Flex beruft sich direkt auf den Geist, „in dem wir aufwachsen durften". Und es ist freilich traurig zu wissen — nicht, daß eine ganze Generation gläubig in den Krieg zog —, sondern daß dieser Glaube schon vorher kein festes Fundament mehr hatte und nur durch sinnloses, unmenschliches Schlachten widerlegt werden konnte. Flex selbst hat ja das Ende nicht erlebt, wahrscheinlich nicht einmal geahnt, als er 1917 in Rußland fiel.

So bleibt dieser Briefband das reine Dokument einer Gesinnung und Persönlichkeit, jenes Kriegsfreiwilligen-Idealismus und zugleich eines tapferen Soldaten und einer wirklich geopferten Jugend. Die anschauliche Gegenwart des Krieges selbst wird man dagegen bis auf einige Partien nicht antreffen. Flex erlebte ihn mehr in der patriotisch-sittlichen Sphäre als in der realen, das heißt er übersetzte die Begegnisse sofort ins ideell gerichtete Gefühl.

Wie begrenzt eigentlich das Flexsche Kriegsgesicht ist, wird einem noch augenscheinlicher, wenn man Rudolf G. Bindings Aufzeichnungen „Aus dem Kriege" zum Vergleich nimmt, die er in zweiter Auflage (1. Auflage 1925) vorlegt. Allerdings war Binding im Kriege älter, eine gereifte, formhafte, urteilssichere Persönlichkeit, die sich auch außerhalb Deutschlands gebildet hatte, mit untrüglichem Instinkt für Gehalt und Wert der Erscheinungsformen be-

gabt. Außerdem war er schon früher Soldat gewesen, diesem Berufe eigentlich immer nahe geblieben und jedenfalls in der Kriegskunst geschult und mit Verstand für das menschliche Phänomen Krieg wohl ausgerüstet. So wird man die vereinigten Briefteile und Tagebuchblätter am besten als Anmerkungen zum Kriege bezeichnen. Sie verweilen nicht beschreibend beim Erlebnis, sondern verarbeiten es augenblicks, weil der Dichter den Krieg nicht als eine persönliche, aber auch nicht nur als patriotische Angelegenheit betrachten kann, sondern als ungeheures Ereignis des Volkes, der Völker, um dessen Sinn es zu ringen gilt. Und es sind Anmerkungen einer ganz außerordentlichen Fähigkeit, Symptome zu sehen und zu deuten. Übrigens hat Binding nur einen kleinen Teil der Fronten kennen gelernt. Er führte seit Oktober 1914 eine Abteilung Divisionskavallerie in Flandern, kam August 1916 als Ordonnanzoffizier zu einem Divisionsstab nach Galizien, bald darauf wieder nach Flandern, bis ihn 1918 eine schwere Krankheit niederwarf, so daß er während Rückzug und Kriegsende nicht mehr bei der Truppe stand. Aber es ist natürlich keine Frage, daß auch der kleinste Frontabschnitt genügte, all das zu beobachten, was das gleiche Angesicht des Krieges in allen Abschnitten ausmachte. Die Verbindung mit dem Stabe hat Binding überdies ermöglicht, tiefer in die Organisation des Krieges zu blicken, als es dem bloßen Grabenkämpfer möglich gewesen ist. Ob er nun auf Autorität und Führertum, auf die Behandlung der Elsässer, auf das Treiben der Etappenschweine und Kriegsberichterstatter zu reden kommt, ob er über „Menschenmaterial", Vergeltungsidee, Felddienstordnung, Hungerblockade, U-Bootkrieg oder Strategie, über die einzelnen Situationen des Kampfes usw. spricht, immer spricht er sicher, illusionsfrei, mit Weitblick. Hier redet ein Mensch, der zwar auch vom Krieg überrascht wurde, ihm aber von Anfang an geistig gewachsen war — einer der wenigen. Schon im Oktober 1914 schreibt Binding: „Wenn man alle die Verwüstungen sieht, die brennenden Dörfer und Städte, die ausgenommenen Keller und Speicher, die toten oder halbverhungerten Tiere ... und dann die Toten, die Toten und Toten, die Züge von Verwundeten, einer hinter dem anderen — dann wird doch alles zur Sinnlosigkeit, zum Wahnsinn, zu einem gräßlichen Aberwitz der Völker und ihrer Geschichte zum endlosen Vorwurf der Menschheit, zum Gegenbeweis gegen alle Kultur" usw. Er sagt das nicht etwa in einem Augenblicksgefühl. Wie oft noch muß er feststellen, daß kein Sinn mehr in der Sache, daß der Krieg jeder Erhabenheit beraubt ist. Vom ersten Augenblick an hat er die ganze Phantasie- und Geistlosigkeit dieser nur auf Zerstörung, Masseneinsatz von Menschen und Material, bloße Kraftanstrengung eingestellten Kriegsführung erkannt. „Ein blödes sinnloses Gedresch ohne die Spur der Berechtigung aus einem Bedürfnis oder einer Not, ohne die Spur der Berechtigung aus überschüssiger Kraft ... aus überragender Politik ... aus der Schöpferkraft

eines einzelnen: das wird der Krieg gewesen sein." (Juli 1916.) Er beobachtet, wie die eingebildete Mittelmäßigkeit Triumphe feiert, und prophezeit ein Zerfallen des Krieges, der nichts mehr mit dem gemein hat, was Krieg je war oder sein sollte. Es hat auch den Anschein, als ob Bindings Krankheit nur die Äußerung eines geistigen Nicht-mehr-Könnens gewesen wäre, eines Verlangens, Abstand zu bekommen „vom Wahnsinn, von der Verblendung, von der Verdummung, von der Flachheit". „Ich habe mit dieser Auffassung der Welt, die behauptet, man müsse den Wahnsinn des Menschengeschlechts mitmachen, weil man ihm angehöre, nichts mehr gemein."

Muß noch gesagt werden, daß Binding keineswegs auf prinzipielle Antikriegspropaganda ausgeht? Er übt nur Kritik dieses Krieges, Kritik dieses Europas. Weshalb er nicht selbst zur Revolution kam? Wir müssen die Antwort Bindings hier aus dem Spiel lassen. Aber wir wünschten, daß dies kluge Buch in der gebildeten Schicht, der es seiner Haltung nach am ehesten angehört, bekannter würde, fürchten allerdings auch, daß es dort nur von wenigen wirklich verstanden wird. Denn auch wo man die Bildung Bindings teilt, ist man von Ideal und Haltung des Kulturmenschen, wie er ihm vor Augen steht, meist weit entfernt.

Nicht erst der Krieg hat Binding die Augen geöffnet, er wurde ihm nur zum Beweis seiner Einsicht, daß die Zivilisation längst entarte. Man sieht das recht gut in seinem autobiographischen Buche „Erlebtes Leben". Es ist in mancher Beziehung so denkwürdig, daß wenigstens einiges davon noch berichtet sei. Eine folgerichtige Entwicklung, Analyse und Synthese seines Werdeganges und seiner Persönlichkeit gibt Binding nicht. Man weiß ja auch, welch erhebliche Irrtümer und Entstellungen dabei oft herauskommen. Bindings Technik wäre eher impressionistisch zu nennen. Er berichtet solche Erlebnisse, wie sie uns aus oft unbegreiflichen Gründen irgendwie nachhaltig und bedeutungsvoll im Gedächtnis haften bleiben, vielleicht nur infolge einer starken Gefühlsverbindung. Kindliche, zarte Eindrücke aus der Freiburger, Straßburger, Leipziger Zeit, wo sein Vater, der bekannte Staatsrechtslehrer, wirkte. Bald auch Erlebnisse, die uns verraten, wie verhängnisvoll bedrückend für einen geraden jungen Menschen die ganze Verlogenheit der letzten Generation sein mußte: Das „Tun-als-ob" schon in der Schule, die Äußerlichkeit des Lehrbetriebes, die laue Universalität der Bildung, die Examenskomödie, das gegenseitige Belügen der Gesellschaft, die fatale Auftakelung in Stil und Kunst mit Formteilen der Vergangenheit, die doch nicht paßten! In solcher Umgebung — trotzdem er seinem überaus vortrefflichen Vater ein ehrenvolles Denkmal setzen darf — wächst der junge Mensch auf, „unüberzeugt von sich und vom Leben", und wählt einen Beruf ohne inneren Hang. Der Juristerei überdrüssig, wechselt er zur Medizin, um dieselbe Erfahrung noch einmal zu

machen. Er wird bei alledem das Gefühl der Hochstapelei gegen sich selbst nicht los. Erzogen hat ihn damals das Pferd (er war dem Reitsport leidenschaftlich ergeben) und wohl die Frauenliebe und Freundschaft. Doch die geistige Krise war auch dadurch nicht aufzuhalten, sie endete mit Umnachtung und völliger Willenlosigkeit.

Als Binding im Süden wieder genas, entdeckte er in sich bei einer Übungsaufgabe, einer Übertragung d'Annunzios, — den Dichter. Er erfuhr die Beglückung des Schöpfens, er erlebte begeistert auf einer Reise Hellas, er begegnete einer großen Frau, und er fand in einer Welt, die ohne oder in falschen Formen lebte, seine persönliche Form, das Gentleman-Ideal, den „Menschen der Zukunft", wie man dem visionären Gespräch mit Alcibiades und Eduard VII. (S. 215 f.) entnehmen kann. „Das Gentlemantum ist das wunderbare geheime, unbeschränkte Rittertum unserer Zeit dem die Besten Gefolgschaft leisten." Jeder, meint er, könne ihm angehören, denn der Gentleman ist „ein Mensch der auf sich hält, ein Mensch der nicht darauf pocht was er ist oder hat, sondern der gefaßt ist zu bestehen was ihn betrifft" usw. In dieser Form begegnet er auch dem Krieg: „Es war kein Gelüste nach Ruhm und Sieg in mir. Mein Fahneneid —: ich habe nie einen Augenblick an ihn gedacht. Ich teilte nicht mit andern die Begeisterung, für Weib und Kind zu sterben noch mein Haus zu erhalten. Ich kämpfte für fremde Frauen und fremde Kinder und mein Herd mochte hinter mir erlöschen. Es ging mir um das Schicksal in das ich hineintritt aus keinem anderen Grunde als um es zu bestehn". So gerüstet erkannte er im Kriege das wahre Antlitz der Menschheit und daß es jetzt mit dem Tun-als-ob aus sein müsse. Und auch nach dem Kriege findet er manch männlich-kluges und auch mutiges Wort, wo die Geschehnisse ihn dazu nötigen. Der wunderbar zuchtvolle Stil sei nur als eine zweite Empfehlung erwähnt.

Das völlige Gegenstück zu Binding, dem reifen, formklaren und -sicheren Mann der älteren Generation, bietet uns Oskar Maria Graf, einer aus dem eigentlichen Kriegs- und Revolutionsgeschlecht. Der Unterschied wird dadurch noch vergrößert, daß Binding einem hochkultivierten Bürger- und Gelehrtenhaus, gewissermaßen der bürgerlichen Aristokratie entstammt, Graf einer Handwerker-Bauernfamilie. Er nennt die Lebensgeschichte, die er unter dem Titel „Wir sind Gefangene" vorlegt, ein Bekenntnis. Sie ist aber noch mehr ein Geständnis, eine Beichte. Die Lebensbeichte eines kraftüberschäumenden, unbändigen, besessenen Menschen. Er hatte sie wohl schon im Blut, die Brutalität, die in der Familie und Backstube regierte, und auch die unberechenbare Tollheit. Eigentlich war ja sein ganzes Tun nur eine ununterbrochene Reihe sinnloser Streiche und Projekte von Jugend an. Er hatte Erfinder, dann Tierarzt werden wollen, aber unter der Fuchtel seines Bruders

Max Bäcker lernen müssen. Dann verfällt er den Büchern, die er nur heimlich lesen darf. Er entläuft dem barbarischen Zwange, spielt sich in München kraft einer gedruckten Visitenkarte als Dichter auf, fällt unter die Bohémiens, arbeitet von Not gezwungen in einer Bäckerei oder Müllerei und läuft wieder davon. Alles geschieht plötzlich, maßlos, eruptiv. Dabei erscheint seine Rücksichtslosigkeit ebenso groß wie sein Geltungstrieb, seine naive Anmaßung so enorm wie seine Ichbefangenheit. Jedes Mittel ist ihm recht, wenn es nur über Fatalität oder Not — und wie oft ist er in Geldnot! — hinweghilft: Schwindelei, Lüge, Schieberei. Er verschont weder Verwandte noch Freunde. „Geist und Charakter?" äußert er einmal zu einem faden Gönner: „Ich hab' die zwei Sachen nicht gelernt."

Am interessantesten sind die Abschnitte aus Krieg und Revolution. Der Krieg geschah „für irgendwen" und ging ihn also nichts an. Graf leistet sich da einfach grandiose Zuchtlosigkeiten und Verrücktheiten, Sauferei, Gehorsamsverweigerung, Hungerstreik, in der Irrenanstalt Tobsuchtsanfälle und dann fünfmonatiges Schweigen. Die körperliche Krankheit war Stirnhöhlenvereiterung; wieweit die geistige Simulation geht, läßt sich nicht klar erkennen. Nachdem er sich so das Militär vom Hals geschafft, nimmt er das alte Leben wieder auf. Arbeit, Bummeln, literarische Versuche, Heirat, Geldnöte, Brotkarten- und Nahrungsmittelschiebung. Dann gerät er in die Revolution hinein als eine Sache, die ihn angeht, wenigstens soweit sie handgreifliche Ziele erstrebt. Aber er verhält sich direktionslos, läßt sich von der Masse, aber nie von den Führern mitreißen, plädiert bald für, bald gegen den Terror. Gläubig-ungläubig betäubt er sich immer wieder in maßlosen Gelagen. Indes bietet er hier, ähnlich wie vorher beim Kriege, eine unheimliche Menge starke und abgründige Eindrücke. „Sie sind alle Hunde gewesen wie ich", spricht er zu sich im Anblick der langen Reihen blutig geschlagener, mit erhobenen Händen vorbeigetriebener Arbeiter, „haben ihr Leben lang kuschen und sich ducken müssen, und jetzt, weil sie beißen wollen, schlägt man sie tot. Wir sind Gefangene!" Er kam gleich danach selbst zu ihnen ins Gefängnis.

Was bedeutet denn ein solches sinnloses Leben? Auch die Lösung ergibt sich bei Graf urplötzlich. Am Ende, nachdem er durchaus ungeschminkt, ohne Eitelkeit, Selbstvorwurf oder Rechtfertigung auserzählt hat, was er, irgendwie gefangen in seinem Willen, getan hat, enthüllt dieser „Viecherl" auf einen Augenblick sein Herz. Es war nur Angst darin gewesen, Enttäuschung, Verzweiflung eines besseren Bewußtseins und Strebens. Unter dem entsetzlichen Zwang, den der Bruder Max ausgeübt hatte, war schon im Knaben das Gleichgewicht des Willens gestört worden, mit dem Gottesglauben verlor er auch jeden anderen Halt. Das Gefühl des Getäuschtseins, der Verlassenheit schlug um in Menschenhaß, und die Einsicht von der Sinnlosigkeit seines Tuns und der Nutzlosigkeit seiner Existenz hätte ihn wahr-

scheinlich zum Selbstmord gebracht, wenn nicht ein unzerstörbarer Lebenswille alle Verzweiflung in ein „Wehr Dich!" umgesetzt hätte. Dann findet er mit einemmal die Erlösung. Ein ehemaliger Zellengenosse, dem er zufällig begegnet, gibt ihm wieder Glauben, Mut, Ziel. Die Stunde des Kampfes kommt wieder! Jetzt wird Graf klar, daß er den rechten Weg zuvor nicht gewußt, aber triebhaft gefühlt hatte, und daß nichts umsonst gewesen sei. Die Fessel der Ichbefangenheit zerbricht, und mehr als bloß „Ich" zu sein, durchströmt ihn als ein großes Glück. Wunder und Rettung, Glaube und Hoffnung sind hereingebrochen, schreibt er bald danach an das Mädchen, das wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen hat. Wir müssen der Wendung glauben, wenn wir auch keinen anderen Beweis dafür haben, als daß der Dichter nunmehr imstande war, dieses Buch[1] sich vom Herzen zu schreiben.

Obgleich es nicht direkt zum Thema des Krieges gehört, führe ich hier noch ein Lebensdokument an, das als Kontrast zu den beiden erwähnten Beachtung verdient. Karl Scheffler, der bekannte Herausgeber von „Kunst und Künstler", hat den „Jungen Tobias" zwar in dritter Person geschrieben, doch kann kein Zweifel sein, daß er seine eigene Entwicklungsgeschichte erzählt. Er gibt sie nur für einen Erziehungsroman aus. Aber das Wort Roman soll keine falsche Vorstellung wecken, Handlung und Personenbestand weisen nämlich recht wenig Romanhaftes auf, und Dichtung scheint, wie schon angedeutet, neben Wahrheit keine erhebliche Rolle zu spielen. Immerhin mag Scheffler der klassische Erziehungsroman vorgeschwebt haben, der Name Johannes Schüler erinnert sicher nicht zufällig an Wilhelm Meister. Wie in Goethes Roman gilt es den Irrweg eines jungen Menschen durch den falschen Beruf hindurch zur richtigen Berufung. In Johannes, dem Sohn des kleinen Malermeisters, meldete sich, bald nachdem er das Handwerk des Vaters ergreifen mußte, „ein Wille, der mit sich selbst noch unbekannt war". Die andern halten freilich die Ungleichheiten, die sich eben aus der falschen Berufswahl ergeben, für Charakterfehler. Sogar der Vater, obgleich es doch nur seine eigenen Neigungen zu Literatur, Theater, Schauspielkunst sind, die sich im Sohn regen. Indes muß Johannes die Erfahrung machen, daß dies nur unklare Durchbruchsversuche seines erwachenden Geistes sind. Auch ausübendes Kunstgewerbe und Kunst, nämlich Malerei, verschließt sich ihm zuletzt trotz eifrigen Studiums. Bis ihn dann eines Tages das unerhörte Ereignis überfällt, das seinem Tun die entscheidende Richtung gibt. Das Bild eines Malers (wahrscheinlich eines französischen Impressionisten) öffnet ihm mit einem Schlage die Augen. Johannes lernt die Kunst, die Natur, das Leben „in einer neuen Weise kosmisch sehen",

[1] Die erste, weit kürzere Fassung erschien schon 1922 unter dem Titel: Frühzeit.

und danach vollzieht sich auch bald in ihm die Synthese zwischen dem Malerauge, dem die Hand nicht folgt, und der poetischen Anlage, welcher die freie Phantasie mangelt. Durch Aufsätze, die seinen Kunstverstand beweisen, wird er bekannt, und dieser Mensch, der diese vortrefflichen Anlagen in so seltener Vereinigung besitzt, kann eben, meine ich, nur Karl Scheffler selbst sein.

Die gleiche Begabung, die also Johannes zum Stil wurde, spürt man auf jeder Seite des Buches, und das gereicht ihm in gewisser Hinsicht zum Nachteil. Scheffler ist kein ursprünglicher Erzähler. Selbst was er über die persönlichen Dinge des Johannes berichtet, erscheint nicht als bewegter Vorgang, sondern immer mehr als Gesehenes, als Zustand. Er ist ein ungemein treuer Beobachter, seine Darstellung mit Vorliebe Schilderung, weshalb aber auch leicht jemand verscheucht wird, der durchaus Erzählung sucht. Demgegenüber müssen allerdings andere Vorzüge das Buch einem reflexionsfähigen Leser wertvoll machen. Wie Scheffler z. B. die kulturelle Entwicklung zwischen 1870 und 1900 vor Augen stellt, das Verkommen der bäuerlichen Kultur in Johannes' Heimatsort, die Aufsaugung der biederen alten Stadt (Hamburg) von der Großstadt, die Zersetzung des Handwerks, die Proletarisierung, das Aufkommen der Halbbildung, den nackten Existenzkampf (Berlin), Zynismus und erotische Verlogenheit der Gesellschaft, das ist in solcher tatsachenhaften Anschaulichkeit kaum dagewesen. Ebenso sind die Reflexionen und Anmerkungen zu der allgemeinen wie auch zu Johannes' besonderer Entwicklung Zeugnisse eines sehr klugen, bedächtigen und gleichwohl unbefangenen Geistes. Es ist schade, daß sich die Jugend — der Form wegen — nicht leicht zu dem Buche führen läßt.

Wenn von den eigentlichen Kriegsdichtungen die Rede ist, so muß eine zuerst angeführt werden, die bereits 1918 entstand, aber erst heute publiziert wurde: Carl Hauptmanns „Tantaliden". Die Dichtung ist Entwurf geblieben. Der Dichter hatte sie in einem schöpferischen Rauschzustand in neun folgenden Tagen hingeworfen, der Tod kam der Ausführung zuvor. Die Herausgeber sind sich, wie aus dem Nachwort hervorgeht, klar darüber, daß die Veröffentlichung ein Wagnis ist. Zwar haben sie durchaus recht, eine Dichtung, die das Werk Carl Hauptmanns wesentlich ergänzt, nicht länger zurückzuhalten, und den Freunden des Dichters machen sie zweifellos ein Geschenk. Dagegen ist auf einen breiteren Erfolg kaum zu rechnen. Die Dichtung ist unfertig, sie ging nicht durch die Selbstkritik des Autors und gelangte zu keiner endgültigen Sprachform. Und doch müßte sie sich gerade als poetische Gestalt behaupten, wo sie inhaltlich heute allzuweit außer der Wirklichkeit steht. Denn obgleich Krieg und russische Revolution offenbaren Anlaß des poetischen Entwurfes abgeben, hat sich doch Hauptmann von

allen Anklängen an bestimmte Personen und Ereignisse freigehalten, und auch von einer Prophezeiung der deutschen Geschicke kann keine Rede sein. Wilhelm II. ähnelt weder in Charakter noch innerer Entwicklung dem Kaiser Hauptmanns, noch trafen etwa die äußeren Ereignisse in einem der Dichtung ähnlichen Sinne ein. Nein, es war dem Dichter ganz offenkundig um Außerzeitliches zu tun, um die Wandlung einer Seele. Er singt das Lied des Menschen, der, zum Kaiser bestimmt, von seinem Herzen zur Liebe getrieben, sich unter der Bedrohung der Zukunft, des Kaiseramts und der Begierden dennoch verhärtet und dem Menschenglauben entringt. Carl Hauptmann besingt — so muß man bei dieser Dichtung sagen —, wie der Wille zur Allmacht Krieg gebiert, wie Siege und Niederlagen folgen, wie der Kaiser in Zwiesprache mit Gott den Willen zum Friedensreich faßt, aber durch Niederlage und Revolte gestürzt und erniedrigt wird. Und er besingt, wie der Kaiser als ein „Sträfling der Masse" zu Gott, zu Demut, zu Weisheit gelangt. „Die höchste Macht ist die einzige Güte", spricht er, kurz bevor ihn die Wächter in der Befürchtung, daß ihn die gegenrevolutionäre Armee befreit, erschießen. Dies alles in apokalyptischen Gesichten, Sturzbächen der Sprache und der gottsuchenden, mit Gott ringenden Religiosität Carl Hauptmanns, wie wenigstens eine Probe dartun mag:

„Das Reich lag da nach Abend hin wie ein Leib, der eine gewaltige offene Wunde war. Wer Einsicht hatte, der wußte, da gab's nur in Totenruhe langsam Verheilen.
Die Satansseele flüsterte: Sieg.
Der grobknollige Teufel, der den vergoldeten Galarock des Ministers trug, flüsterte: Sieg. Nun rann das Blut aus allen Wunden des Leibes. — Das Reich überströmte rinnendes Menschenblut. Hahnenkampf. Die kämpfenden irrsinnigen Triebe des Leibes wüten und wüten. Zitternde, kreischende, zappelnde Blutüberströmung. Nicht Hähne. Unkenntlich alles, nur fleischene Fetzen sinnlos geschüttelt und triefend Blut. So sah jetzt das Reich aus. Der Kaiser war gänzlich aus jedem Gemach ausgetrieben.
Er gab Befehle und buhlte nach allen Seiten nach Rettung.
Er trug die blitzendste Uniform.
Er lebte nicht drin. Die Gewandung war leer.
Er lebte beim Friedensgotte in Lüften.
Er konnte nicht helfen.
„O Gott, hilf du!"
Er kniete Stunden vor ewigen Lampen und betete „Gott hilf du". (S. 161/2.)

* * *

Arnold Zweigs „Streit um den Sergeanten Grischa", monatelang das meist gelesene Buch, wurde von Reklame und öffentlicher Kritik einmütig für die deutsche Kriegsdichtung ausgegeben. Ich muß gestehen, daß mir nach der Lektüre dies Urteil zumindest übertrieben erscheint.[1]

[1] Dies Werk ist im vorliegenden Band der „Hefte" bereits durch Dr. Klatt besprochen (S. 241), doch sei es in diesem Zusammenhang noch einmal — zum Teil unter Betonung anderer Momente — herausgestellt. D. V.

Der Roman stellt einen Justizfall vor, der 1917 im Bereiche Ober-Ost geschieht. Ein wahres Vorkommnis soll ihm zugrunde liegen. Der Sergeant Grischa flieht aus dem Gefangenenlager, um nach Osten in die Heimat zu laufen, wo Revolution und also Kriegsende für ihn ist. Nach langem Herumtreiben hinter der Front wird er aber gefaßt und, da er sich unter dem falschen Namen Bjuschew für einen russischen Überläufer ausgibt, zum Tode verurteilt. Denn eine Verordnung von Ober-Ost besagt, daß sich jeder Überläufer innerhalb dreier Tage zu stellen hat. Das Urteil wäre also bei aller Grausamkeit immerhin Rechtens, wenn der Verurteilte nicht seine Identität mit dem entsprungenen Kriegsgefangenen Grischa nachweisen könnte. Er weist sie nach, und der Rechtsgrund müßte damit, sollte man meinen, hinfällig sein. In diesem Sinne treten auch der Kriegsgerichtsrat Posnanski, sein Divisionär von Lychow, dessen Adjutant Winfried für den Russen ein. Aber da verwandelt sich die Angelegenheit zu einem Kompetenzstreit. Ober-Ost, das heißt Generalmajor Schieffenzahn sagt, das Urteil sei politisch notwendig, und um überhaupt dem eigenmächtigen Divisionär seine Macht zu beweisen, bricht er kurzerhand das Recht. Grischa wird allen Rettungsversuchen zum Trotz füsiliert. Natürlich ist das eine Kateridee, daß die Erschießung des armen Russen die Disziplin retten oder die späteren Überläufer abschrecken würde. Die Sache, wie man sie auch ansieht, bleibt ein Justizmord oder ein politischer Mord.

Was hat er mit dem Krieg zu tun? Der Ausnahmezustand, in dem sich der Russe befindet, das Ausnahmegesetz, das ihn beinahe mit einem gewissen Recht verurteilt, die Befehlsgewalt, die ihn ohne Rücksicht auf das Recht schließlich tötet, sie rühren aus dem Krieg her. Aber gleichwohl reicht der Fall nicht aus, den Krieg zu symbolisieren, wie Zweig will, sondern bleibt ein Sonderfall. Er gehört nicht notwendig zum Krieg wie der Kampf der Schlachttruppen (die Notwendigkeit des Krieges selbst wäre ja ein anderes Kapitel!), eine Berechtigung der Exekution aus den außergewöhnlichen Geboten des Kriegszustandes ist ebensowenig erwiesen. Oder liegt in der Entwicklung dieser Tatsache gerade die Absicht des Romans: nämlich zu zeigen, wie in diesem Kriege nicht nur unter verantwortbarem Zwang, sondern auch in überheblichem, fast gewissenlosem Imperialismus Gewalt vor Recht ging; wie der unbestechliche altpreußische Geist (von Lychow) durch seine neupreußische, bürgerliche Form (Schieffenzahn) zersetzt wurde? Wenn man auch nicht behaupten kann, daß Urteilssprüche wie beim Falle des Sergeanten Grischa die Regel waren, so bleibt natürlich wahr, daß in derartigen Dingen die Ausnahme bereits ein verhängnisvolles Anzeichen ist und daß Schieffenzahn, indem er das allgemeine Rechtsgefühl ohne stichhaltigen Grund beleidigt, in der Konsequenz die Existenz des Staates gefährdet und den Keim zum Zusammenbruch legt. Hier rührt Zweig ganz gewiß an eine wesentliche Seite des letzten Krieges, an die Frage nach der sittlichen Kraft und Verantwortlichkeit, ohne

ihr allerdings bis auf den Grund zu folgen. Über das Argument, das Vorgesetztentum trage in der Hauptsache die Schuld, kommt er nicht hinaus. „Es ist das Prinzip des Bösen, das Prinzip der blöden Väter, die mit ihrer Menschlichkeit nicht auskommen und der Gewalt bedürfen, um sich zu behaupten." So meinen Posnanski, in Zivil ein großer Berliner Rechtsanwalt, und sein Schreiber, Landsturmmann Bertin, in Zivil Referendar, den Gönner vom schweren Außendienst des Armierungsbataillons auf diesen Posten gerettet haben und in dem man ein Selbstporträt des Autors vermuten muß. Von einer Anwendung derselben Kritik auf das soziale, also geistig und wirtschaftlich begründete Vorgesetztentum wird indes nicht gesprochen. Wir haben es mit der Kritik liberaler Menschen zu tun, die die militärische Organisation an sich hassen und in ihr und den einzelnen führenden Personen die Schuld suchen. Doch wie sollte diese Perspektive ausreichen, den Krieg und die kommende Revolution bis in unser Gewissen hinein als tiefstes, längst erwirktes Schicksal zu erkennen! Wohl aber erweckt der Roman Entrüstung über gewisse symptomatische Mißstände der „großen Zeit", und dadurch hat er zweifellos ein gut Teil Leser gewonnen.

Der Krieg selbst, der wirkliche, ungeheuerliche Krieg ist nicht in den Akten Bjuschew. Der war bei den Frontkämpfern, die angriffen oder nicht mehr mittaten, und bei ihren Frauen und Müttern in der Heimat, er ist in Bindings Buche und in Barthels „Mühle zum Toten Mann". In Zweigs Roman ist die Etappe, die freilich zum Krieg gehört wie der Schatten zum Körper. Mit dieser Feststellung wird keine Herabsetzung ausgesprochen, sondern nur eine Berichtigung. Aber man wünscht, diese Etappe sei mit einer Objektivität geschildert, die nicht so auf den Leser spekuliert. Die Art, wie es Zweig mit dem Landser hält — er ist direkt beflissen, ihn löblich hinzustellen —, oder wie er den Feldgeistlichen karikiert, berührt unangenehm. Ebenso, wenn er die Roheit der Kampftruppen genügend ins Licht setzt gegen die Humanität seiner Lieblinge, wobei die Gerechtigkeitsliebe, der Opfer- und Edelmut der Juden — voran Posnanskis und Bertins, der treibenden Kräfte in dem Streit um Grischa — alle andern überstrahlt. Wer im Felde war, weiß, wie unvollständig das Bild ist.

Am verwunderlichsten bleibt, wie man sich über die literarischen Qualitäten dieses Buches täuschen lassen konnte. Zweig läßt die stärksten und billigsten Mittel los. Der Grischa gerät nach der Flucht erst einmal in eine Räuberbande und wird das Liebchen des weiblichen Hauptmanns Babka. Sie läßt ihn später voll Edelmut mit dem nachmals so verhängnisvollen Paß ihres toten Mannes ziehen. Als Beerenfrau verkleidet sucht sie den Gefangenen wieder auf, schafft Fluchtmöglichkeiten, bringt ihm eine Flasche vergifteten Schnaps, den er der Bewachungsmannschaft geben soll. Zuletzt bekommt sie ein Kind von Grischa, selbstverständlich in der gleichen Stunde, da der er-

schossen wird. Und Grischa: er reinigt die „Flinte" der Bewachung, wobei man mit Schaudern erinnert wird, daß er ja damit getötet werden soll; er wird (der schon Todgeweihte) als besoffener Bacchus von den Ordonnanzen auf einem Bierfaß präsentiert, er probiert ahnungslos den selbstgefertigten Sarg aufs Maß hin aus. Störungen der Telephon- und Lichtleitung müssen dazu herhalten, die Spannung auf die Entscheidung immer weiter hinzuhalten und immer höher zu steigern. Kein Angriff auf Hoffnung und Entrüstung des anteilnehmenden Lesers wird ausgelassen. Und schließlich hat Schieffenzahn nur vergessen, das Widerrufungstelegramm abzuschicken. Also wäre Grischa bloß eines Versehens wegen hingerichtet worden.

Natürlich zieht der Schacher um das Leben eines Unschuldigen. Aber die Sensation, bei diesem Gegenstand unangebracht genug, ist noch nicht einmal das Schlimmste. Wie unecht reden die Soldaten trotz des großen Aufwandes vulgärer Redewendungen! „Emil", sagte Heppke mit befremdender Stimme, „Mensch, mir ist anders. Mensch, nicht nach Haus zu gehen macht mich konfuse. Und der Wind, der so verrückt ins Ohr bläst. Emil, ich bin urlaubskrank. Nicht nach Haus zu gehen macht mich marode." — „Und singen, horch, singen die Rußki, wie Siebzig. Drüben wird Revolution, Emil, Friede, paß auf, nach Hause, Mensch, an meinen Schraubstock (!), Mensch, und meine Alte wieder im Bett nebenan, und das Jungchen kriecht ums Tischbein (!). Emil, man sollte die Knarre an jeden Ast hängen und heimlaufen — laufen, Mensch, auf den Stiefeln. Dasmal wird Frühling, riech' mal, riech' vom Walde her." — Oder da rückt (S. 154 ff.) die Krankenschwester Sophie von Gorse dem Bertin auf die Bude. Der entdeckt ihre Schönheit und eine Ähnlichkeit mit seiner Frau, deren Bild auf dem Schreibtisch steht. „Heute fühlt sich's an wie auf unseren Studentenbuden, die Sie auch nie kennen gelernt haben, armes Mädchen", sagte Bertin, im Augenblick ein strahlender Junge. „Stäk' ich nicht in dieser verfluchten Affenjacke aus Eselsfell, wollt' ich fast meinen, im Bellevueviertel, steil hoch, vier Treppen, Klopstockstraße 30, zu hausen und meine reizende Freundin Anni oben zu haben, um Bergson und Husserls ‚Logische Untersuchungen' zu lesen." So etwas macht Eindruck: „Noch nie vor diesem Abenteuer hatte jemand der sanften Sophie von Gorse so viel unbekannte Namen auf einmal als Selbstverständlichkeit vorgesetzt. Einer Lufthemisphäre gleich öffnet sich das Reich des Geistigen ihr zu Häupten, und sie würde fliegen." Und eins, zwei, drei hat Bertin das Mädchen ihrer Kaste abwendig gemacht, über die politische Situation aufgeklärt und darf sie, nach einem für Grischas Sache günstigen Telephongespräch, umschlingen und küssen. — Oder noch ein Beispiel für die Sprache des deutschen Kriegsbuches: „Er spielte Klavier, so gut er wollte, musikalisch, virtuosisch, schmissig, wie er sich gerade aufgelegt fühlte, Schüler berühmter Meisterlehrer . . . ." „Was er spielte, mußte blenderischen Glanz haben, um die beiden neugierigen Tiere aufzurühren, er

hatte es in Bärbes blanke und drängende Augen versprochen, und doch auch ihm zu Aufschwung des Herzens verhelfen ..." — Und das Publikum fliegt auf jeden blenderischen Glanz. Diese Erfahrung muß man wohl ewig machen.

Von der Brings Roman ist mehr der Roman des Soldaten als des Krieges. Der Soldat Suhren sagt nicht, wie alt er ist, man mag ihn auf 18, 19 Jahre schätzen. Ein Junge noch, kindlich und kindisch, naiv und verliebt und ohne jede Auffassung für die Absichten, derentwegen man ihn in die Uniform steckte. Er steht da „in einem Kleide, das er nicht erwählt; trägt ein Gewehr, um Menschen damit totzuschießen, die er nicht kennt; marschiert über Hügel, die nicht seine Heimat sind, und weiß nicht, wozu". Ach, wieviel solche Kinder hat man in den Krieg geschickt! Dieses hier schreibt also sein Tagebuch, ausführlich wie ein junger Poet, obschon er sich auch für einen Maler ausgibt, und frei vom Herzen weg. Der Blick für das Ganze fehlt dem Soldaten Suhren, der Krieg erscheint ihm weder als eine erhabene Angelegenheit noch als Weltwende, wohl aber sehr unangenehm. Suhren hat keinen prinzipiellen Standpunkt. Er ist nur ein unverwüstlicher Kindskopf und läßt sich partout nicht zu dem vorschriftsmäßigen Krieger machen. Er ist ein Gemütsathlet, regt sich, weil der Kram nun einmal erduldet werden muß, nicht weiter auf und hilft sich wie die meisten Kameraden mit einer herzlichen Wurstigkeit darüber hinweg. Die junge Korporalschaft, die ganze Kompagnie bekommt so einen komischen Anstrich, wenn Suhren erzählt. Und er erzählt fast nur von den Kameraden und Vorgesetzten, von all den tausend beinahe familiären Begebenheiten, die sich zwischen so vielen zusammengebrachten Menschen ereignen. Von der Ausbildung natürlich und allen dazu gehörigen Leiden und Streichen in der Garnison und im Feldrekrutendepot, von den sinnlosen Schikanen und von den selbstbereiteten Freuden der Kameraden, von der Fahrt nach Wolhynien. Aber kaum haben sie sich im Graben eingerichtet, da stürmt auch schon der Rußki, wobei dem armen Suhren denn doch etwas unbehaglich zumute wird. Man reißt aus, und mit einem glücklichen Armschuß fährt Suhren bald in die Heimat. Was an diesem aneinandergereihten Kleinkram, an diesen mit einer merkwürdigen seelischen Leichtigkeit hingenommenen und erzählten Affären anzieht, ist die Wahrheit, Ehrlichkeit, Sauberkeit der Gestaltung. Man bekommt keine Tendenz, keinen Patriotismus, keine intellektuellen Reflexionen, keine phrasenreiche Geistigkeit vorgesetzt, aber ein Dutzend Kameraden werden neben dem Erzähler wirklich gegenwärtig. Eine Neigung zur Lyrik, zur Stimmung kann Vring nicht unterdrücken, aber selten wird er über Gebühr gefühlvoll. Die ungezwungene, bei aller jungenhaften Keckheit schlichte Sprache tut — nach der Lektüre Zweigs — außerordentlich wohl.

Ich schließe diese Reihe damit ab, daß ich wenigstens kurz an das einzigartige Buch erinnere, das schon 1926 erschien und immer noch alle anderen Kriegsdichtungen an Popularität übertrifft und übertreffen wird: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk im Weltkriege". Es hätte zu diesem Erfolg nicht einmal der Anerkennung durch die literarische Kritik bedurft, obgleich es sie zum Teil gewann. Der Schwejk findet so leicht und sicher wie ein Kolportagebändchen seinen Leser, jedenfalls den Leser, der von „hoher Kunst" nichts weiß oder auf sie pfeift. Das macht, er steht außerhalb der zünftigen Dichtung, ist so wenig an Mode, Richtung, Kunstanschauung gebunden wie der Schwank, die Anekdote, das Kasperltheater, und er ist auch gerade so saftig und derb wie diese. Er behauptet sich nur kraft seines schlagenden komischen Charakters. Seine Taten wollen weitererzählt werden, sie reizen zur Erfindung neuer. Bei den Tschechen soll Schwejk bereits lebende, volkstümliche Figur geworden sein. Man muß also diesen uniformierten Hundehändler, diesen Blödian, dessen Dummheit Pfiffigkeit und dessen Bravheit Tücke ist, neben den Eulenspiegel stellen. Und man darf vor allem nicht so lächerlich sein, das Buch als Roman oder als Naturalismus zu lesen.

Nun hat der Schelm allerdings eine recht stachlige Kehrseite und macht darum manch einem wohl zu schaffen. Indem der Dichter Hašek nämlich seinen Kerl in den Weltkrieg schickt, hat er nichts anderes vor, als Spielraum für eine Satire sondergleichen zu gewinnen. Es ist genau wie im Kasperltheater. Die Haupthandlung ist ein festes, gegebenes Spiel (der Krieg), von dem man aber nur das Nötigste erfährt. Die komische Figur ist nur äußerlich damit verbunden, sie läuft nebenher oder quer durch, wird so mit hineingeleiert, stört und parodiert. Sie macht die Geschichte lächerlich, sie entlarvt sie, nicht in klugen Reden, sondern durch Taten. Schwejk also geht mit Militarismus und Weltkrieg. Braver kann kein Soldat sein als dieser Hanswurst, denn er ergibt sich einem System, dem gegenüber jeder Mensch gewisse persönliche Rechte behauptet, uneingeschränkt. Er gehorcht blind, er geht auf alles ein, was man von ihm verlangt, ohne aber von sich aus auch nur ein Deut menschlicher Vernunft freiwillig beizusteuern. Und damit führt er alles ad absurdum, den Krieg, den Militarismus, die Polizei und alle Behörden, die gesamte Obrigkeit. Schwejk beweist gleichsam, daß die Obrigkeit nur so lange bestehen kann, als die Untertanen dumm genug sind, klüger als die Obrigkeit zu sein, d. h. so lange, als sie sich ihr widersetzen oder mehr tun, als jene direkt von ihnen verlangt. Er beweist es, komisch und bissig zugleich, auf dem Polizeiamt, im Irrenhaus, im Lazarett, im Garnisonsarrest, als Offiziersbursche (bei dem famosen Feldkuraten Katz und beim Oberleutnant Lukasch, der den Schwejk im Spiele gewann), im Felde und in der Gefangenschaft, — man kann nicht die ganze

Schwanksammlung wiedergeben. Übrigens fallen die letzten, allzu weitschweifigen Bände gegen den ersten ab. Daß die Satire das alte Österreich ganz besonders trifft, ist nicht weiter verwunderlich; hier macht sich der Haß des Nationaltschechen Luft. Aber sie gilt natürlich dem Militarismus, dem Krieg, dem Behördenwesen hinter allen Grenzpfählen. Wie man hört, ist der Schwejk auch in der Tschechoslowakei „oben" nicht gerade angenehm. Die deutsche Ausgabe des Buches wurde leider mit sehr geringer Sorgfalt (anscheinend in einer tschechischen Druckerei) hergestellt und gibt offenbar vom Original nur eine unvollkommene Vorstellung.

*

Übersichtsliste

Walter Flex, Briefe. In Verbindung mit Konrad Flex herausgegeben von Walther Eggert Windegg. Mit 8 Abbildungen auf Tafeln. München 1927, C. H. Beck. 333 Seiten. Preis 5.50 M.

Rudolf G. Binding, Aus dem Kriege. Fünftes Tausend. Frankfurt am Main 1927, Rütten & Loening. 363 Seiten. Preis 5.— M.

Rudolf G. Binding, Erlebtes Leben. Frankfurt/M. 1928, Rütten & Loening. 298 Seiten. Preis geb. 6.50 M.

Oskar Maria Graf, Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt. München 1927, Drei Masken Verlag. 745 Seiten. Preis 12.— M.

Karl Scheffler, Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 385 Seiten. Preis geb. 8.50 M.

Carl Hauptmann, Tantaliden. Eine Romandichtung. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 278 Seiten. Preis 5.— M.

Arnold Zweig, Der Streit um den Sergeanten Grischa. Roman. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 552 Seiten. Preis 6.— M.

Georg von der Vring, Soldat Suhren. Roman. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 394 Seiten. Preis 4.50 M.

Jaroslav Hašek, Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Prag 1926/7, Adolf Synek. Vier Bände: I. Im Hinterland. 335 Seiten. — II. An die Front. 355 Seiten. — III. Das glorreiche Debacle. 346 Seiten. — IV. Fortsetzung des glorreichen Debacles. 354 Seiten. Preis je 3.50 M.

Walter Hoyer

Weltpolitische Literatur

Eine Ergänzung zum Bücherverzeichnis „Die Welt um Deutschland"

Bei der Bearbeitung des Bücherverzeichnisses „Die Welt um Deutschland" war unser Bestreben, das Verzeichnis möglichst aktuell zu gestalten; denn nur dadurch kann es wirklich seine Funktion als Führer durch das Gebiet der weltpolitischen Literatur erfüllen. Seit dem Erscheinen des Verzeichnisses ist ein Jahr vergangen. Da ist es an der Zeit, auf einige Neuerscheinungen hinzuweisen, die geeignet sind, den Bücherstand des Verzeichnisses „Die Welt um Deutschland" wesentlich zu ergänzen. Es muß jedoch im voraus bemerkt werden, daß die folgende Bücherliste nicht zustande gekommen ist auf Grund einer systematischen Durchsicht der gesamten in Frage kommenden Literatur. Eine solche systematische Bearbeitung wird im Frühjahr erfolgen, da schon sehr bald eine zweite Auflage des Kataloges nötig sein wird. In diesem Beitrag kann es nur darauf ankommen, auf einige besonders wichtige und besonders aktuelle Neuerscheinungen hinzuweisen. Die Bücher sind im folgenden Nachtrag in derselben Ordnung gruppiert wie das Verzeichnis selbst. Siehe dazu Seite 132.

Handbuch der Englandkunde. Erster Teil. Mit Beiträgen von M. Deutschbein u. a. Mit 25 Abbildungen auf Tafeln. Frankfurt/Main 1928, Moritz Diesterweg. 348 Seiten. (Handbücher der Auslandskunde. Herausgegeben von Paul Hartig und Wilhelm Schellberg. Band 1.) Preis geb. 10.– M.

Inhalt: W. Halbfaß, Landeskunde Englands / Max Deutschbein, Englisches Volkstum und englische Sprache / Fr. W. von Rauchhaupt, Der Aufbau des englischen Rechts / R. Müller-Freienfels, Englische Philosophie und Wissenschaft / F. Knapp, Die englische Kunst / E. Bowinckel, Der englische Roman / B. Fehr, Die englische Lyrik / L. Rieß, Das englische Gesellschaftsleben / H. Niewöhner, Entstehung und Wesen des englischen Staates.

Schon das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß wir es hier mit einem Buch zu tun haben, das ganz anders angelegt ist als das maßgebend bleibende Englandbuch von Dibelius (Die Welt um Deutschland, 1. Abschnitt). Anerkannte Fachwissenschaftler äußern sich hier in wissenschaftlich gründlicher, aber durchaus nicht trocken wirkender Weise zu den Problemen ihres Fachgebietes. Wichtig ist, daß in diesem Handbuch Gebiete behandelt werden, die Dibelius nicht berücksichtigt hat und die auch sonst im Katalog „Die Welt um Deutschland" nicht behandelt worden sind, z. B. Kunst, Lyrik, Roman, Sprache. Bewußt wird auf eine letzte Synthese verzichtet.

Katherine Mayo, Mutter Indien. Mit einem Anhang: Indische Antworten. Frankfurt/Main 1928, Frankfurter Societätsdruckerei. 409 Seiten. Preis 8.– M.

Ein Buch, das in Indien, England und Amerika großes Aufsehen und eine rege literarische Diskussion hervorgerufen hat. Katharine Mayo ist Amerikanerin. Sie zeichnet ein Bild vom dunkelsten Indien und geißelt in schärfster Weise die soziale Rückständigkeit, das Übel der Kinderehe, die Unterdrückung der Frau, das bewußte Ausschalten jeglicher Hygiene, die religiöse Ordnung mit dem strengen Kastenwesen, die skrupellosen politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen einer kleinen herrschenden Oberschicht. Die Verfasserin hat sicher in vielen Punkten mit ihrer Kritik recht, in vielen ebenso sicher auch unrecht. Ihr Fehler liegt darin, daß sie die orientalischen Vorgänge mit westlichen Maßstäben mißt, daß sie weiterhin nur die dunkle Seite von Indiens Gesicht zeigt und sich auch gar nicht bemüht, die helle Seite zu betrachten. So kommt Miß Mayo zu einer Verurteilung der ganzen indischen Nation. „Nicht der Engländer entmannt Indien, sondern das indische Leben zerbricht das Volk", stellt sie fest. Mit Recht weisen die Inder in ihren ablehnenden Urteilen darauf hin, daß sich auch über „die Moral in anderen Ländern

etwas sagen läßt". Das Verdienst Katharine Mayos liegt nun darin, daß sie Einblicke gibt in Teile des indischen Lebens, die uns bisher verborgen geblieben sind, daß sie ferner — allerdings in einseitiger Form — auf wichtige Probleme hingewiesen hat, die bei der Beurteilung Indiens zu leicht vergessen werden. Es ist anzuerkennen, daß der Verlag in einem Vorwort auf die Problematik des Buches hinweist und in einem Anhang — leider verkürzte und kommentierte — indische Antworten auf die englische Ausgabe des Werkes veröffentlicht. Hier sind auch Gandhi und Tagore vertreten. Gandhi urteilt sehr ablehnend, stellt aber fest, daß jeder Inder mit einigem Vorteil dieses Buch lesen könne. „Wir mögen die Anklage, so, wie sie formuliert ist, zurückweisen, aber wir vermögen wohl die Substanz nicht zurückzuweisen, die den vielen Behauptungen, die Miß Mayo aufgestellt hat, zugrunde liegt. . . . Die Darstellung unseres Mangels an Hygiene, der Kinderheiraten usw. ist zweifellos übertrieben. Aber laßt sie uns als Ansporn dienen zu viel größerer Anstrengung, als wir sie bisher gemacht haben, unser Gemeinwesen von allen Ursachen des Tadels zu befreien." — Kritische Menschen werden das Buch mit großem Gewinn lesen.

Das werktätige Indien. Sein Werden und sein Kampf. Auf Grund der Indienreise der deutschen Textilarbeiter-Delegation verfaßt im Auftrage des Textilarbeiterverbandes von Karl Schrader und Franz Joseph Furtwängler. Zweite Auflage. Mit Abbildungen. Berlin 1928, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 442 Seiten. Preis geb. 10.– M.

Eine Darstellung der sozialen Grundlagen, auf denen sich die indische Wirtschaft und besonders die neue, im Aufstieg begriffene indische Industrie aufbaut. Systematisch wird zunächst in einer geographischen Betrachtung von dem Land und der indischen Bevölkerung berichtet, weiter ein Überblick über die indische Geschichte gegeben, über Staat, Verwaltung und Volkswirtschaft. Der Hauptteil des Buches handelt von den gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen des Landes. Es sind recht ausführliche und tiefgehende Untersuchungen, welche die Delegation deutscher und englischer Textilarbeiter an Ort und Stelle angestellt hat. Das Buch ist eine wertvolle Ergänzung zur vorhandenen Indien-Literatur. Es ist darüber hinaus von Bedeutung, weil es an einem Einzelbeispiel zeigt, wie in außereuropäischen Ländern die neu aufkommende Industrie die sozialen Probleme anpackt.

*

Ludwig Weichert, Mayibuye i Africa! Kehre wieder, Afrika! Erlauschtes und Erschautes aus Südwest-, Süd- und Ostafrika. Mit 96 Abbildungen auf Tafeln. Berlin o. J., Heimatdienst-Verlag. 276 Seiten. Preis 7.– M.

„Mayibuye i Africa! Kehre wieder, Afrika" ist der Freiheitsgesang der Sulu in Natal. In diesem Lied schreit, wie der Verfasser ausführt, „die Seele des erweckten schwarzen Mannes nach dem Land und dem Leben der Väter". Dieses Liedes Unterton ist die grenzenlose Bitterkeit gegen den weißen Mann, „der das alte Afrika zerstörte". Weichert stellt sich die Aufgabe, die Auseinandersetzung zwischen Schwarzen und Weißen darzustellen und in ihren Ursachen zu deuten. Eine große Liebe zum afrikanischen Eingebornen spricht aus seinem Buch. Er schildert im ersten Teil des Buches zunächst in historischer Darstellung die Kolonisierung und Europäisierung Afrikas während der letzten hundert Jahre, stellt dann die Kultur der afrikanischen Völker dar und berichtet schließlich von den Zusammenstößen zwischen Schwarz und Weiß. — Im zweiten Teil behandelt der Verfasser die Aufgabe der christlichen Mission im heutigen Afrika. Vorurteilsfrei, gründlich und außerordentlich klar stellt Weichert diese recht schwierigen Probleme dar. Sein Buch ist eine wesentliche und notwendige Ergänzung zu dem Südafrika-Buch Brehnes, der die Eingeborenenfrage kaum behandelt.

*

Gustav Amann, Sun Yatsens Vermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution. Mit 18 Abbildungen. Berlin-Grunewald 1928, Kurt Vowinckel Verlag. 271 Seiten. Preis geb. 8.50 M.

Gustav Amann, der einst Sun-Yatsen als Freund nahestand, hat den Vorstoß der jung-chinesischen Bewegung in den Jahren 1925—27 als Augenzeuge und Mithandelnder erlebt. Aus einer genauen Kenntnis der Vorgänge und Menschen sucht er die Beweggründe des Geschehens darzulegen. Er gibt darüber hinaus eine anschauliche Darstellung der Ereignisse. Amann bemüht sich größter Objektivität. Diese Objektivität kann ihm jedoch nicht voll gelingen, da er den Ereignissen viel zu nahe stand. So wird er den Gegnern der jung-chinesischen Bewegung nicht immer gerecht. Sein Buch ist ein wichtiges Dokument zur Geschichte Chinas.

Elias Hurwicz, Geschichte des russischen Bürgerkrieges. Berlin 1927, Laubsche Verlagshandlung. 301 Seiten. Preis 5.50 M.

Das Buch stellt eine Fortsetzung der von Hurwicz geschriebenen Geschichte der jüngsten russischen Revolution dar (vergleiche „Die Welt um Deutschland", 28. Abschnitt). Hurwicz berichtet hier über die Versuche Denikins und Wrangels, mit Hilfe der Alliierten die Macht der Bolschewisten zu brechen. Im ersten Teil wird auch auf das Zusammengehen der Don- und Kubankosaken eingegangen. Hurwicz gibt in erster Linie von dem Kampf gegen die Sowjetmacht und nicht so sehr von den Gegenmaßnahmen Moskaus Bericht. So berichtet er ausführlich von den verschiedenen Persönlichkeiten und Richtungen sowie den politischen, wirtschaftlichen und militärischen Maßnahmen im Lager der Weißen, besonders auch von Beziehungen zu den Westmächten, und befleißigt sich mit Erfolg möglichster Objektivität. Ein Freund der Bolschewisten ist der sozialrevolutionäre Emigrant jedoch nicht.

Illustrierte Geschichte der russischen Revolution 1917. Herausgegeben von W. Astrow, A. Slepkow und J. Thomas. Berlin 1928, Neuer Deutscher Verlag. 591 Seiten mit 225 Illustrationen. Preis geb. 15.— M.

Im Gegensatz zu Hurwicz' besprochenem Buch ist diese Schrift bewußt tendenziös. Sie enthält nur Beiträge von Kommunisten. Ohne Zweifel will diese Darstellung für den kommunistischen Gedanken werben. In außerordentlich geschickter Weise, mit gut ausgewähltem Bildermaterial und interessanten Dokumenten durchsetzt, wird hier der Gang der siegreichen Revolution geschildert und — allerdings nicht in pathetischer Form — verherrlicht. Das Buch behandelt nur die Vorgänge des Jahres 1917. Die spätere Zeit wird in einem im selben Verlage erscheinenden Werk „Illustrierte Geschichte des russischen Bürgerkrieges" behandelt. Von diesem Werk liegen jedoch bisher nur drei Lieferungen vor.

*

Fridtjof Nansen, Betrogenes Volk. Eine Studienreise durch Georgien und Armenien als Oberkommissar des Völkerbundes. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1928, F. A. Brockhaus. 349 Seiten. Preis 14.— M.

Das armenische Volk hat in den letzten hundert Jahren unendlich viel gelitten. Am schlimmsten infolge der zahlreichen Niedermetzelungen durch die Türken und andere Nachbarvölker. In fast allen Ländern Europas siedelten sich notleidende armenische Flüchtlinge an. Fridtjof Nansen erhielt vom Völkerbund den Auftrag, nach Armenien zu reisen, um die Möglichkeit der Unterbringung der armenischen Flüchtlinge in ihrer Heimat zu studieren. Nansen berichtet in seinem Buch von dieser Reise, von seinen Unternehmungen an Ort und Stelle, insbesondere den Verhandlungen mit den Sowjet-Russen und dem vollständigen Versagen des Völkerbundes, als die Rettungsvorschläge des Völkerbundvorkämpfers Nansen praktisch in Angriff genommen werden sollten.

Peter Langendorf

Zur Neugestaltung und Auswertung der Schülerbüchereien

(Der Erlaß des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung)

In den Volksschulen hat sich im Laufe der letzten Jahre der Gedanke des freien literarischen Unterrichts immer mehr durchgesetzt. Das Lesebuch ist neugestaltet worden und hat seine autoritative Stellung verloren. Daneben oder an seine Stelle tritt die Lektüre der Ganzschrift als Klassen- oder Einzellesestoff. Diese Neuregelung der Lesestofffrage gibt notwendigerweise der Schülerbücherei eine viel größere Bedeutung als bisher. Die folgende, außerordentlich begrüßenswerte Verordnung des preußischen Ministers für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung bringt mit erfreulicher Klarheit Anregungen für den neuen Aufbau der Schülerbüchereien, die Methoden ihrer Auswertung und die Zusammenarbeit mit der öffentlichen Bücherei. Die Einzelfragen der Auswahl und des Aufbaues der Schülerbüchereien sowie ihre Organisation und Verwaltung sollen in besonderen Artikeln im neuen Jahrgang der „Hefte" behandelt werden.

Paul Wagner

Die Schülerbüchereien in den Volksschulen finden noch nicht überall die genügend sorgfältige Pflege, die ihnen ermöglicht, ihren wichtigen Aufgaben gerecht zu werden. Ich erinnere an die Ausführungen in den „Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen usw." vom 15. Oktober 1922 — U III A 2060 — (Allgemeines, Abs. 4) (Zentrbl. 1923, S. 171) und in dem Erlaß über die Lehrmittel in den Volksschulen vom 25. Juni 1924 — U III A 1329 — (bes. I 20) (Zentrbl. S. 202) und weise ergänzend auf folgendes hin.

Die Vorschrift des zuletzt genannten Erlasses über den notwendigen Umfang der Bücherei bezeichnet eine untere Grenze, mit der sich die Schule heute nur noch unter ganz besonderen Umständen abfinden kann. Im allgemeinen wird — und zwar gerade auch in kleineren Schulen — ein größerer Bestand notwendig sein. Unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart wird es allerdings nur selten möglich sein, Bücheranschaffungen in größerem Umfange auf einmal durchzuführen. Es sollte jedoch alljährlich ein angemessener Betrag in den Schulhaushaltsplan eingestellt werden, um die Schulbücherei planmäßig äußerlich und inhaltlich zu verbessern. Daß dazu auch die Ausscheidung verbrauchter oder nach Form und Inhalt nicht mehr zeitgemäßer Bücher gehört, versteht sich von selbst.

Bei der Auswahl der Bücher ist darauf zu achten, daß nicht nur schöngeistige Schriften berücksichtigt werden, sondern auch geeignete volkstümliche Darstellungen aus den verschiedenen Sachgebieten, ohne die ein Unterricht im Sinne der „Richtlinien" kaum möglich ist. Brauchbare Stoffe dieser Art finden sich auch in den sogenannten „Sachleseheften", die in den

letzten Jahren vielfach erschienen sind. Für die oberen Jahrgänge sollen einige Nachschlagebücher nicht fehlen, da die Erziehung zu ihrer verständigen Benutzung ein wichtiges Stück des Volksschulunterrichts bilden muß. Dem Geiste der Richtlinien entsprechend soll das Schrifttum, das aus der Heimat erwachsen ist oder sie zur Darstellung bringt, auch in den Schülerbüchereien besonders zur Geltung kommen. Um schon die jüngeren Schüler an die Benutzung der Bücherei zu gewöhnen, sind gute Bilderbücher besonders wertvoll. Damit die Erziehung zur Freude auch am eigenen Buche nicht gefährdet wird, sind vor allem solche Bücher auszuwählen, deren Beschaffung den Kindern selbst wegen der zu hohen Kosten nicht möglich ist. Für den Unterricht besonders wertvolle Bücher sollen nach Möglichkeit in mehreren Stücken vorhanden sein, damit sie innerhalb einer nicht zu langen Zeit von allen Kindern einer Klasse gelesen werden können. Zu begrüßen ist es auch, wenn die eine oder andere volks- und kindertümliche Zeitschrift für die Bücherei laufend bezogen und von den Schülern mitverwertet werden kann.

Das bloße Vorhandensein der Bücherei und ihr geordneter Ausleihdienst reichen jedoch nicht aus, um die Bücherei zu dem zu machen, was sie der Schule bedeuten soll. Notwendig ist in erster Linie, daß der Lehrer die vorhandenen Bücher genau kennt und daß in allen Unterrichtsfächern auf eine Verflechtung der Arbeit mit der Bücherei Bedacht genommen wird. Neben der Verwertung dessen, was die Kinder in ihrer freien Zeit gelesen haben, gehört dazu auch gelegentliches Lesen im Unterricht der verschiedenen Fächer. Dabei ist nicht daran gedacht, daß — in der vielfach leider noch fast allein üblichen Weise — einzelne Schüler stückweise vorlesen, die übrigen still mitlesen und der Lesestoff in allen Einzelheiten erläutert wird. Hier — wie auch sonst im Deutschunterricht — sind vielmehr auch das echte Vorlesen, das selbständige stille Lesen und das zusammenhängende Berichten einzelner Schüler über das, was sie gelesen haben, besonders zu pflegen.

Die äußere Anordnung und die Verwaltung der Schulbücherei sind so zu gestalten, daß sie ihre ausgiebige Benutzung fördern, weshalb die Form der Entleihung möglichst zu erleichtern ist. So ist von Zeit zu Zeit den Kindern Gelegenheit zu geben, Bücher in zwangloser Weise kennenzulernen, in ihnen zu blättern, wie es die Erwachsenen vor offenen Bücherbrettern tun. Die gelegentliche Verwendung einer Unterrichtsstunde als „Büchereistunde", in der die Kinder nach Belieben Bücher entnehmen, mit ihnen niedersitzen, sie gegen andere eintauschen usw., in der sie aber auch über die Technik der Bücherbenutzung, über Einrichtung und Gebrauch eines Bücherverzeichnisses und ähnliche Dinge etwas erfahren, ist empfehlenswert. In manchen Schulen sind einzelne ältere Schüler zu besonderer Mitarbeit in der Bücherei derart herangezogen worden, daß sie im Ausleihdienst helfen oder daß die Bücher über bestimmte Gebiete (Geschichte, Erdkunde, Musik,

Jugendbühne usw.) ihrer besonderen Pflege anvertraut werden, so daß sie sie auch besonders genau kennenlernen und helfen können, sie für die Schularbeit fruchtbar zu machen. Versuche dieser und ähnlicher Art sind zu begrüßen und zu fördern.

Erfreulicherweise benutzen die älteren Kinder vielfach auch die Volksbüchereien, von denen sich bereits manche der neuen Aufgaben, die ihnen dadurch erwachsen, in besonderer Weise angenommen haben. Es ist selbstverständlich Aufgabe der Schule, auch darauf zu achten, was die Kinder aus diesen (und anderen) Quellen an Büchern beziehen. Besonders wertvoll ist es, wenn eine verständige Zusammenarbeit zwischen der Bücherei und der Schule erreicht werden kann. Über die Formen dieser örtlich verschieden gestalteten Zusammenarbeit lassen sich allgemeine Weisungen nicht geben. In Betracht kommt etwa, daß das Bücherverzeichnis (oder ein den Bedürfnissen der jugendlichen Leser besonders angepaßter Auszug) in der Schule ausliegt, daß der Leiter der Bücherei gelegentlich zu den Schülern spricht, daß eine Schulklasse die Bücherei zu geeigneter Zeit besucht, um ihre Einrichtung kennenzulernen (wozu auch eine Unterrichtsstunde benutzt werden kann), daß besondere Geschäftsstunden für Schüler angesetzt werden, daß die Bücherei bei ihren Anschaffungen auch auf Wünsche und Anregungen der Schulen ihres Arbeitsbereichs eine gewisse Rücksicht nimmt, daß sie die Schülerbücherei durch Leihgaben, die nach einiger Zeit ausgewechselt werden, ergänzt und bereichert u. a. m. Ein besonderer Wert dieser Zusammenarbeit liegt auch darin, daß die Schüler bereits während ihrer letzten Schuljahre an die Benutzung der Volksbücherei gewöhnt werden und daß der Leiter der Bücherei für ihre spätere Betreuung bessere Erfahrungen gewinnt.

Ich lege Wert darauf, daß die vorstehend gegebenen Weisungen und Anregungen von allen beteiligten Kreisen sorgfältig beachtet werden, und ersuche, dafür Sorge zu tragen, daß sie auch in den Konferenzen der einzelnen Schulen erörtert werden.

Zum 31. März 1930 sehe ich einem Berichte darüber entgegen, welche Erfahrungen bei der Durchführung dieses Erlasses gemacht worden sind und welche weiteren Anregungen gemacht werden können.

Berlin, den 9. Juni 1928.

Der Minister für Wissenschaft,
Kunst und Volksbildung
(gez.) Becker

Kleine Mitteilungen

Bibliographie 1927 zum Bibliothekswesen. In der Reihe der Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes, das seit dem Jahre 1927 durch die Deutsche Bücherei bearbeitet wird, ist jetzt die Abteilung Bibliothekswesen erschienen. Bearbeiter dieser Abteilung ist Dr. Hans Praesent, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei. Diese Veröffentlichung stellt eine wichtige und praktische Orientierung für alle in der Bibliotheks- und Büchereiarbeit Tätigen dar. Denn in ihr ist die gesamte einschlägige Literatur an Büchern, Zeitschriften, Zeitungsaufsätzen und Katalogen des Jahres 1927 verzeichnet. Wer weiß, wie schwierig es heute ist, selbst unter Benutzung von Bureaus für Zeitungsausschnitte, die Tagesliteratur über Bibliotheks- und Büchereiarbeit zu verfolgen, wird für diese Arbeit besonders dankbar sein. Die Literatur wird in folgenden Unterabschnitten gebracht: Allgemeines, Bibliographie, Versammlungen, Ausbildung des Bibliothekars und Berufsfragen (bei der sonst sehr starken Doppelaufführung fällt auf, daß die Sammelschrift „Der Volksbibliothekar", die in einem anderen Abschnitt verzeichnet ist, hier nicht genannt ist), Biographisches, Bibliothekseinrichtung und -verwaltung, Katalogisierung, Spezial- und Privatbibliotheken, Volksbüchereien (hier zeigt sich, wie unglücklich es ist, daß noch keine wirklich treffende Bezeichnung für die öffentliche Bildungsbücherei gefunden ist), Bibliotheken einzelner Länder und Orte. Auf diese bedeutsame Veröffentlichung sei hiermit hingewiesen. Wir behalten uns vor, im Zusammenhang einer Arbeit über Bibliographie des volkstümlichen Büchereiwesens darauf später einmal näher einzugehen.

Zur Frage der Bibliotheksetats. Im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel erscheint seit September 1927 eine Aufsatzreihe zur Frage der Bibliotheksetats. Diese Artikel stellen einen Auszug aus einem umfangreichen Referat dar. Dies ist in dem Seminar für Buchhandels-Betriebslehre an der Leipziger Handelshochschule, das Professor Dr. Gerhard Menz leitet, unter Verwendung zahlreichen statistischen Materials von Gerhard Schönfelder vorgetragen. Es ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, auf all die Fragen einzugehen, die mit dem Etat, seiner Höhe, seiner Gestaltung, seinem Verhältnis zu anderen staatlichen und kommunalen Aufwendungen verbunden sind. Es sei aber schon heute auf diese Artikel aufmerksam gemacht und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß diese Aufsätze einmal in einem Sonderdruck der breiteren bibliothekarischen und kulturpolitischen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Ist es schon an und für sich schwierig, Aufsätze, die fortlaufend in Zeitschriften erscheinen, praktisch zu verwerten, so ist das im vorliegenden Falle besonders erschwert, da ja das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel nur einem begrenzten Kreise zugänglich ist.

Die Frage der Finanzierung der deutschen Bildungswirtschaft — ein Thema, das Professor Menz in seinem Seminar systematisch in Angriff genommen hat, — ist aber eine Angelegenheit, die durchaus eine Erörterung in der Öffentlichkeit notwendig macht.

Die Artikelreihe von Schönfelder zerfällt in folgende Abschnitte. Grundsätzliche Erörterungen werden vorausgeschickt, dann wird der Etat der deutschen Universitätsbibliotheken während der Jahre 1913—1926 behandelt. Es schließt sich ein zweiter Beitrag an, der die Behördenbibliotheken zum Gegenstand hat. Zusammenfassend werden dann in dem Abschnitt „Die kommunalen Büchereimittel" die Aufwendungen der Kommunen für Schulbüchereien, wissenschaftliche Stadtbibliotheken und Archive sowie für städtische Bücherhallen und Beiträge an Vereine, Gewerkschaften usw. einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Der zuletzt erschienene Aufsatz befaßt sich mit den Aufwendnngen für die Schulbüchereien. Wie wir hören, sollen die Untersuchungen fortgesetzt werden. Das Material, auf das sich Schön-

selber stützt, scheint uns nach einer ersten Durchsicht in einer Weise umfassend, wie es leider bei ähnlichen Untersuchungen bisher nur selten zur Verwendung gelangt ist. Die Beiträge über die Universitätsbibliotheken beziehen sich auf das gesamte Reichsgebiet, ebenso die über die Behördenbibliotheken, während bei der Frage der kommunalen Büchereimittel und der Aufwendungen für die Schulbüchereien die Ergebnisse auf Rundfragen bei den Stadtgemeinden über 10.000 Einwohner, beziehungsweise bei den Volksschulen und höheren Schulen Sachsens beruhen. Ohne hier auf Einzelfragen näher eingehen zu können, ist es auf jeden Fall dankbar zu begrüßen, daß diese Frage eine so gründliche Bearbeitung erfahren hat. Es wäre zu wünschen, daß bei der Fortsetzung dieser Arbeit alle in Betracht kommenden Stellen diesen Maßnahmen ihre Förderung und Unterstützung angedeihen lassen.

Die bisherigen Aufsätze sind erschienen im Börsenblatt 94. Jahrgang Nr. 216 (15. September 1927); 95. Jahrgang Nr. 30 (4. Februar 1928); 95. Jahrgang Nr. 162 (14. Juli 1928); 95. Jahrgang Nr. 271 (22. November 1928); 95. Jahrgang Nr. 273 (24. November 1928).

Wegweiser des Lichtbilderdienstes. Samt Bildergruppenverzeichnissen, Leihordnungen und Angabe aller vom Bundesministerium für Unterricht vorgesehenen einschlägigen Hilfen für Bildungspflege, Unterricht und Volkskultur. Wien 1928, Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. 151 Seiten. Dieser vom Bundesministerium für Unterricht herausgegebene Wegweiser wird naturgemäß zunächst für die österreichische Lichtbildarbeit, ihren staatlichen Aufbau und ihre staatliche Förderung wichtig sein. Da aber die Schrift neben den amtlichen Bekanntmachungen eine Fülle von Aufsätzen, Literaturangaben, Lichtbildzusammenstellungen, Angaben über technische und organisatorische Maßnahmen enthält, wird auch der Reichsdeutsche nicht nur interessante Aufschlüsse über die systematische Lichtbildpflege in Österreich, sondern auch wertvolle Anregungen für die eigene Arbeit diesem Heft entnehmen können.

Bereits 1927 erschien im gleichen Verlag die Schrift „Lichtbild und Lehrfilm in Österreich" (154 Seiten). Bericht für die Europäische Lehrfilmkonferenz in Basel April 1927, auf Grund von Einzelberichten und amtlichen Erhebungen bearbeitet von Ministerialrat Ing. Gustav Adolf Witt. Auch dieses Heft gibt einen interessanten Einblick in die auf diesem Gebiete geleistete mannigfache Arbeit.

Kinderlesehallen. Ihre Einrichtung und ihre Verwaltung. Soeben ist in den „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek" (Verlag: Stettin, Bücherei und Bildungspflege) als Heft 5 ein Beitrag über die Kinderlesehallen von Johanna Mühlenfeld erschienen. Auf Grund der reichen Erfahrungen, die die Verfasserin seit Jahren auf diesem Gebiete gesammelt hat, gibt sie Anweisungen über alle die Maßnahmen, die mit der Kinderbüchereiarbeit verbunden sind. Eine ausführliche Würdigung hoffen wir im nächsten Band der „Hefte" bringen zu können. Die Frage der Kinderbücherei und der Kinderlesehallen findet erfreulicherweise in Deutschland eine immer stärkere Beachtung; um so mehr ist es zu begrüßen, daß jetzt dieser Bericht vorliegt, an den sich sicher weitere Bemühungen theoretischer wie praktischer Art auf diesem wichtigen Arbeitsgebiet anschließen werden. H. H.

Leserzeitschrift der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig

Dieser Nummer liegt als Probe der von den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig in neuer Folge herausgegebenen Leserzeitschrift ein Exemplar der neuen Ausgabe bei. Die Zeitschrift kann neben den „Heften" bezogen werden zu einem Preise von 2.— Mark pro Jahr. Eine Arbeit über Leserzeitschriften ist für den nächsten Band der „Hefte" vorgesehen.

Dank

Mit diesem Heft wird unsere Zeitschrift aus dem Österreichischen Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien, in unseren eigenen Verlag übergehen.

Wir möchten diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne dem Bundesministerium für Unterricht in Wien und dem Österreichischen Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst in Wien unseren herzlichsten Dank auszusprechen für alle Hilfe und Förderung, die die genannten Stellen uns in den Jahren der Zusammenarbeit gewährt haben. Als diese Zusammenarbeit 1923 begann, waren wir in Deutschland auf dem Höhepunkt der Inflation. Damals war das österreichische Anerbieten für uns von unschätzbarer wirtschaftlicher und moralischer Bedeutung. Aber auch als die Zeiten sich geändert hatten und wir in Deutschland wieder mit stabilen Verhältnissen rechnen konnten, bedeutete die regelmäßige Arbeitsverbindung mit den österreichischen Dienststellen und der österreichischen Fachwelt für uns immer wieder Anregung und Stärkung. Es ist unsere lebhafte Hoffnung, daß diese Arbeitsverbindung auch in Zukunft erhalten bleibt, wenn die „Hefte für Büchereiwesen" in unseren eigenen Verlag übergehen.

Insbesondere möchten wir unseren Dank auch der Druckerei des Bundesverlages aussprechen, die keine Mühe gescheut hat, die oft schwierigen typographischen Aufgaben der Drucklegung unserer Zeitschrift zu unserer dankbarsten Zufriedenheit zu lösen.

Wenn die „Hefte" in Zukunft im eigenen Verlage erscheinen, so allein deswegen, weil die monatliche Herausgabe ab 1. Januar 1929 eine raschere Verbindung zwischen Redaktion, Verlag und Druckerei nötig macht.

Wir hoffen, daß auch unter den veränderten Umständen die wertvollen Arbeitsbeziehungen zu den österreichischen Fachgenossen nicht zuletzt auch durch den Ausbau unserer Fachzeitschrift erhalten bleiben und weitere Stärkung erfahren.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V.

An die Bezieher

Mit der vorliegenden Nummer schließt der XII. Band der „Hefte". Titelblatt und Inhaltsverzeichnis für den XII. Jahrgang liegen bei. Der Band ist über $1^1/_2$ Bogen stärker, als vorgesehen war. Eine Mehrberechnung findet nicht statt. Wie bereits mitgeteilt, wird mit dem neuen Jahrgang eine wesentliche Erweiterung der „Hefte" stattfinden. Wir verweisen auf den Prospekt, der dieser Nummer beiliegt. Nummer 1 des neuen Jahrganges wird allen bisherigen Beziehern zugehen, sofern nicht bis 15. Januar eine Abbestellung der Zeitschrift erfolgt. Für diejenigen, die die Zeitschrift durch Organisationen oder durch Regierungsstellen erhalten haben, erfolgt Weiterbelieferung in der bisherigen Weise. Eventuelle Änderungen werd[illegible] rechtzeitig mitgeteilt.

Schriftleitung und Verwaltu[illegible]

Dieses Heft enthält Beiträge von Lehrer Paul Wagner, Leipzig N 22, Beaumontstraße [illegible] sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deu[illegible] Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Dr. Walter Hoyer und Dr. Peter Langer[illegible]

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Bundesverlag, Wien, I., Schwarzenbergstraße 5.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Maximilian Mayer, Wien, I., Minoritenplatz 5. —
Druck der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien. 316 28

Hefte für Büchereiwesen

Der Volksbibliothekar und die Bücherhalle

Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung Hans Hofmann



Heft 6
Der Mitteilungen 12. Band

Österreichischer Bundesverlag
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst
(vorm. Österreichischer Schulbücherverlag)
Wien 1928 Leipzig

Bezugsbedingungen

Preis des Jahrganges, 6 Hefte im Umfange von 21 Bogen, 6 Goldmark; Einzelhefte 1.50 Goldmark. — Mitglieder der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und ihrer Unterverbände sowie der Preußischen Volksbüchereivereinigung erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. Die Mitglieder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare sowie die Mitglieder der der Zentralstelle angeschlossenen Landesvolksbildungsorganisationen erhalten bei Bezug durch Vermittlung ihrer Verbände bedeutende Ermäßigungen

Sitz des Verlages: Wien, 1. Bezirk, Schwarzenbergstraße 5
Sitz der Schriftleitung: Leipzig N 22, Richterstraße 8

Inhalt dieses Heftes

Bücherkunde: Aus der Prosadichtung der letzten Jahre. Erster Beitrag. — Weltpolitische Literatur. Nachtrag zum Katalog „Die Welt um Deutschland". — Büchereipolitik und Büchereibewegung: Zur Neugestaltung und Auswertung der Schülerbüchereien. (Erlaß des Preuß. Min. vom 9. Juni 1928.) — Kleine Mitteilungen: Bibliographie zum Bibliothekswesen. — Zur Frage der Bibliotheksetats. — Kinderlesehallen. — An die Bezieher.

Dieser Nummer liegen Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum XII. Band 1928 der „Hefte" bei, sowie eine Nummer der von den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig herausgegebenen Leserzeitschrift „Die Bücherhalle".

Neuerscheinungen

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei

Verfaßt von Walter Hofmann, herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. 160 Seiten. Geheftet 5.80 M.

Inhalt: Das Gemeinsame in der Entzweiung — Die Kernfragen des bisherigen Richtungsstreites — Gegenwart und Zukunft des deutschen Büchereiwesens: Die innere Verfassung des deutschen Büchereiwesens von heute — Die äußere Lage des deutschen Büchereiwesens — Schlußbetrachtung — Anlagen — Literaturübersicht

Eine wichtige Veröffentlichung zur Klärung und zum Abbau des „Richtungsstreites"

Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz

88 Seiten Text. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln, 9 Grundrissen und einer Kartenskizze. Geheftet 4.75 M.

Herausgegeben von Hans Hofmann. Mitarbeiter: Regierungspräsident Dr. H. Poeschel, Ministerialrat Dr. R. v. Erdberg, Erste Bürgermeister U. Burmann, Martius, Troeger, Landrat Frh. v. Rabenau u. Bibliothekare

Grundsätzliches u. Praktisches zur Büchereiarbeit auf dem Lande u. in der Kleinstadt

---

Zum kommunalen und staatlichen Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens

Referat, gehalten vor dem Verwaltungsausschuß der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Von Hans Hofmann. 16 Seiten. Preis —.60 M.

Zur Information der Träger des Büchereiwesens über dringende büchereipolitische Maßnahmen

---

Meister der Musik

Ein Bücherverzeichnis

Eine Zusammenstellung des wichtigsten Schrifttums über die großen deutschen Musiker der Vergangenheit von Heinrich Schütz bis Max Reger. Sämtliche Bücher sind eingehend charakterisiert. Bearbeiter: Dr. Konrad Ameln. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle. 48 Seiten. Preis 1.40 M.

Heft 15 der „Deutschen Volksbibliographie", Hilfsmittel für den Bestandsaufbau

---

Sämtliche Schriften sind zu beziehen durch die

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Leipzig N 22, Richterstraße 8

Teilnehmer erhalten bedeutende Ermäßigungen